

1

In Stoner's Crossing wurde ein Galgen errichtet. Die beiden Männer schwitzten unter der sengenden Sonne von Texas und brummten vor sich hin, während sie Nagel für Nagel einschlugen. An jenem Hochsommertag war es fast vierzig Grad heiß, und eine stechende gelbe Sonne hob sich scharf vom dunkelblauen Himmel ab.

Mit einem schmutzigen roten Taschentuch wischte sich der ältere der beiden Männer die Stirn. Sein struppiges braunes Haar und sein Bart ergrauten schon. Er richtete sich auf und betrachtete das Resultat seiner Arbeit.

„Sollten rechtzeitig fertig sein“, bemerkte er.

„Hoffentlich kriegen wir auch den versprochenen Whisky, wenn wir das hier erledigt haben. Das ist alles, was ich dazu sagen kann“, erwiderte der jüngere Mann.

Sie sollten jeder zwei Dollar und eine Flasche Whisky für ihre Arbeit bekommen, und das war für zwei Tramps wie sie ein kleines Vermögen. Aber für diese schändliche Arbeit hätten sie jeden Lohn verlangen können, denn niemand in dieser staubigen, schäbigen kleinen Stadt wollte sie tun.

Sie waren erst vor ein paar Tagen nach Stoner's Crossing gekommen und hatten nie etwas von Leonard Stoner gehört. Für sie war er nur ein Toter, in der Blüte seiner Jahre ermordet. Für sie war klar, dass der Mörder gehängt werden musste, so wollte es das Gesetz. Sie kannten das Opfer nicht, sie kannten den Mörder nicht, und es war ihnen auch ziemlich egal. Dennoch waren sie nicht ganz gefühllos.

Der ältere Mann wischte noch einmal seine nasse Stirn ab. „Weißt du, Tom, ganz wohl ist mir bei dem Gedanken nicht, dass wir hierfür Geld nehmen.“

„Mir auch nicht, Wash.“

„Wash“, auch bekannt als Eli Washburn, schüttelte langsam den

Kopf und nahm den nächsten Nagel zur Hand. „Schätze, wenn wir's nicht tun würden, würde es irgendjemand anderes machen.“

„Wahrscheinlich hast du recht.“

„Hast du schon mal jemanden gehängt, Tom?“ Ohne auf Antwort zu warten, sprach der ältere Mann weiter. „Ist kein sehr hübscher Anblick. Hab schon harte Grenzer gesehen, denen der Anblick ziemlich zugesetzt hat. Ist nicht leicht, seinen Kopf durch die Schlinge zu stecken.“

In Gedanken an dieses Bild wurden beide Männer still.

Ihre dumpfen Hammerschläge erfüllten die drückende Luft. Nicht der leiseste Windzug zerstreute das unheimliche Geräusch. Ausgerechnet jetzt war der Ort vollkommen still. Die zwei- oder dreihundert Bewohner, die in ihren Häusern beschäftigt waren, hatten offensichtlich nicht das geringste Interesse an dem, was hier draußen entstand. Ab und zu hörte man ein Pferd schnauben oder jemanden in einem der Saloons reden, aber sonst wurde die lastende Stille nur von den regelmäßigen Hammerschlägen und dem Brummen der beiden Männer erfüllt.

Die Sonne stieg fast sichtbar immer höher – sichtbar für jemanden mit dem mystischen Blick, der das blendende Licht durchdringen konnte. Aber selbst ein Blinder konnte fühlen, wie die Sonne langsam ihrem höchsten Punkt entgegenkletterte.

Mittag.

Heute war diese Stunde etwas Besonderes. Die Bewohner dieser weit abgelegenen Stadt würden sich das Ereignis ganz sicher nicht entgehen lassen. Auch wenn sie selbst kein Blut an den Händen haben wollten – ihrer Neugierde würden sie nicht widerstehen können. Sie musste gestillt werden.

Genau wie die beiden hergelaufenen Tramps, die sie für ihre schmutzige Arbeit angeheuert hatten, waren die Einwohner von Stoner's Crossing gespannt. Einige hatten schon einmal jemanden hängen sehen. Hier draußen in der ungezähmten Wildnis ging das oft sehr schnell. Ein Seil über einem starken Ast; ein

Pferd, dem man einen Klaps gab, das war alles. Das Gesetz war weit weg; man machte sich nicht die Mühe, einen ‚ordentlichen Prozess‘ durchzuführen, wie die aus dem Osten das nannten. Hier draußen, so weit westlich des Mississippi, waren der Strang und das Gewehr oft das einzige Gesetz, das einem ehrlichen Mann zur Verfügung stand. Hier durfte man nicht zögern. Zu viele, die einen Verbrecher hatten laufen lassen, endeten irgendwann zum Dank mit einer Kugel im Rücken.

Hängen war nichts Ungewöhnliches, aber Gerichtsverfahren waren es. Tatsächlich war das Verfahren in Stoner's Crossing in diesem gesetzlosen Land etwas Außergewöhnliches gewesen. Aber genau so hatte Caleb Stoner es gewollt – alles hübsch legal. Und Caleb bekam normalerweise seinen Willen. Schließlich war es seine Stadt.

Tom hielt die Hand vor die Augen und sah zum Himmel hinauf.

„Schätze, höher klettert die Sonne nicht mehr.“

Washburn schlug den letzten Nagel in das Gerüst.

„Yeah. Hab ich doch gesagt, dass wir fertig werden.“

Die beiden schmutzigen Landstreicher betrachteten ihr Werk noch einmal. Fünfzehn Fuß hoch, fast zwei Tage Schufterei – und es war ein hübsches Stück. Die Stufen waren glatt, außer einer der oberen, wo ein schief eingeschlagener Nagel das Holz in der Mitte zersplittert hatte. Aber das machte nichts. Fast alle, die zum Galgen hinaufstiegen, gingen sehr langsam. Das Gerüst war stabil. Washburn schlug mehrmals kräftig dagegen, um ganz sicher zu sein. Das Ding sollte schließlich nicht vorher zusammenbrechen. Einmal hatte er so etwas erlebt, aber das war ein Ast gewesen, und der Todeskandidat war in dem Durcheinander entkommen.

Tom schleppte einen Sandsack die Stufen hinauf. Er wog nur etwa fünfzig Pfund, kein realistisches Gewicht eigentlich, um die Stärke des Galgens zu überprüfen, aber Washburn glaubte nicht,

dass viel mehr als das nötig sein würde. Sie mussten nur noch die Falltür testen. Dazu banden sie den Sack an den Strang, der schon oben am Querbalken befestigt war. Washburn zog den Sack hinauf.

Er fragte sich, weshalb sie sich all die Arbeit machten. Ein Baum und ein Pferd hätten es auch getan, obwohl sie dann die zwei Dollar und den Whisky nicht bekommen hätten. Er kam zu dem Schluss, dass der Sheriff bei der Außergewöhnlichkeit des Falles wohl ein ganz korrektes Verfahren vorzog.

„Lass los!“, rief Tom.

Washburn ließ das Seil los, und im Bruchteil einer Sekunde war alles vorbei. Der Sandsack fiel glatt in einer Staubwolke durch die Falltür. Alles funktionierte bestens. Selbst in New York City hätte man keinen besseren Galgen gefunden.

Tom legte seinen Hammer weg und schlenderte zum Büro des Sheriffs hinüber, um Bescheid zu sagen, dass alles fertig sei.

Aber der ältere Tramp schien noch nicht ganz zufrieden. Er ließ die Augen über das Gerüst schweifen, als ob er nach irgendeinem Fehler suchte, ja als ob er fast hoffte, einen zu finden, damit die bevorstehende Hinrichtung verschoben werden musste. Er sagte zu sich selbst: ‚Sei nicht so zimperlich!‘ Er hatte gegen Indianer, Mexikaner und Grizzlybären gekämpft; er hatte schon eine Menge Blut vergossen, sein eigenes und das von anderen, und er wusste, das war es nicht, was ihn beunruhigte. Eines hatte er nie getan, so alt und geschunden er auch war, und er war nicht sicher, ob er dazu die Nerven hatte.

Washburn drückte sein nasses Taschentuch aus, legte es sich wieder um den sonnenverbrannten Nacken und wandte sich an seinen Helfer, der gerade zurückkam.

„Weißt du, Tom, ich hab noch nie –“

Aber er konnte seinen Satz nicht beenden, denn plötzlich war die stickige Mittagsluft von Stimmen und Bewegung erfüllt.

Sie kamen: der Sheriff, der Hilfssheriff und zwischen ihnen der Gefangene.

Der Gefangene war eine Frau.

Sie war kaum zwanzig Jahre alt – so jung, aber Jahre des Kampfes klebten an ihr wie die schwüle Luft. Sie ging mit festem Schritt, die Schultern gestrafft, mit einem feinen, aber starken und stolzen Kinn.

Die Hinrichtung sollte beginnen.

2

Zwischen den beiden Männern sah sie sehr zerbrechlich aus, aber zugleich hatte man das Gefühl, dass sie sie überragte, als ob sie es war, nicht ihre Wächter, die bestimmte, was zu geschehen hatte. Die beiden Männer griffen nach ihren Armen, aber offensichtlich nicht, weil sie schwach wurde. Wenn ihr auf diesem letzten Weg ihres Lebens die Knie zitterten, dann ließ sie sich das jedenfalls nicht anmerken. Sie schien bereit, ja beinahe begierig, ihrem Schicksal gegenüberzutreten, trotz der Blässe ihres Gesichts, dessen Farbe sich von der ihres ausgewaschenen grauen Musselinkleides nicht unterschied.

Der Sheriff, der jetzt düster neben ihr herging, war erstaunt gewesen über ihre Ruhe. Den ganzen Tag hatte sie kein einziges Wort gesagt und nur aufrecht und steif auf der Kante ihrer Pritsche in der Gefängniszelle gesessen, die mageren Hände im Schoß verschränkt. Ihre letzte Mahlzeit aß sie langsam und bedächtig, bis auf den letzten Krümel. Sheriff Pollard hatte Männer gekannt, die an ihrem letzten Tag noch nicht einmal einen Schluck Kaffee herunterbrachten. Aber diese Frau aß, als ob es dabei um viel mehr ging als nur darum, ihren Hunger zu stillen. Sie aß, als ob sie sich um keinen Preis auch nur die geringste Schwäche erlauben wollte. Pollard hätte das nie von ihr erwartet, von dieser zierlichen Frau, die an der Ostküste erzogen worden war; immerhin hatte es einige Anzeichen gegeben, welche Art Frau in dieser zerbrechlichen Hülle steckte. Auch während des Gerichtsverfahrens hatte sie sich so verhalten. Sie war nie zusammengebrochen, hatte nie eine einzige Träne geweint, selbst als ihre Nachbarn und ihre Familie sie so beschuldigten, wie sie es getan hatten.

Und mehr noch: sie hatte nie die leiseste Reue für ihre Tat gezeigt.

Die Geschworenen entschieden einstimmig. Pollard hatte es

nicht ganz einfach gehabt, zwölf unvoreingenommene Personen zu finden, denn die Stadt und alles und jeder in ihr gehörte Caleb Stoner. Aber nach Meinung des Sheriffs waren die Beweise ohnehin ganz eindeutig, und das war es, was er vor Gericht auch ausgesagt hatte. Man hatte sie gefunden, als sie über dem Leichnam ihres Mannes stand, Leonards 44er Colt in der Hand. Selbst ihr eigener Vater hätte nichts gegen diese Tatsache vorbringen können.

Als der Richter, ein Beauftragter aus Austin, der durch die kleinen Städte reiste, sie fragte: „Haben Sie Ihren Mann erschossen?“, hatte sie mit einem einzigen, ruhigen Wort geantwortet: „Nein.“

Viel mehr als dieses eine Wort hatte sie während des ganzen Verfahrens nicht gesagt, und überzeugend genug hatte das nicht geklungen. Fast jeder Täter leugnet seine Schuld. Niemand gab sehr viel darauf, außer wenn der Täter mit starken Gefühlsausbrüchen und unerschütterlicher Beharrlichkeit leugnete.

Pollard war nicht gerade wohl dabei, eine Frau zu hängen. Aber seiner Meinung nach konnte eine Frau noch froh sein, wenn sie nicht auf immer in einem Gefängnis verschwand, eine lebende Tote; und für eine Lady wie Mrs Stoner galt das erst recht.

Pollard erinnerte sich, wie sie vor zwei Jahren in den Westen gekommen war. Soweit er gehört hatte, waren ihr Vater und ihr Bruder schon früh im Krieg umgekommen, und sie war ganz allein geblieben. Irgendwie hingen die beiden Familien zusammen, und Caleb holte sie aus Virginia in den Westen, damit sie seinen ältesten Sohn Leonard heiratete. Sie kam im Frühjahr '63 an, zu einer Zeit, als es ziemlich schwierig war, durch den Süden zu reisen. Für Pollard war es reine Unvernunft, mitten im Krieg eine solche Reise zu machen, aber das ging ihn ja nichts an. Jedenfalls waren die westlichen Gegenden, besonders Texas, weit weniger von den schweren Kämpfen betroffen, die den Süden verwüsteten. Stoner selbst brachte es fertig, sich überhaupt aus jedem Gefecht herauszuhalten. Seine jüngeren Söhne waren noch nicht alt genug, um in die Rebellenarmee eingezogen zu werden,

und er selbst war schon zu alt. Seinem ältesten Sohn Leonard war es gelungen, in die Heimatarmee zu kommen, die gegen die allgegenwärtige Gefahr von Indianerüberfällen aufgestellt worden war. Auf diese Weise blieb er zugleich ein loyaler Texaner und ein Konföderierter, und wenn der Süden den Krieg verlor, konnte ihm ebenfalls nichts weiter passieren. Jetzt, wo der Krieg vorbei war und Texas vom Norden ‚wiederaufgebaut‘ wurde, war Stoner fein heraus.

Dass er nationale politische Konflikte umging, ersparte ihm natürlich nicht private Konflikte. Die Stoners hatten genug ‚Bürgerkrieg‘ im eigenen Haus. Wie viel davon auf das Konto des Mädchens ging, wusste der Sheriff nicht genau, aber ganz sicher hatte der Ärger nicht erst mit ihrer Ankunft begonnen. Vielleicht spielte sie eine ähnliche Rolle wie die Sklavenfrage für den Krieg. Das war nicht die Ursache des Krieges, aber es war der zündende Funke. *Diese Rolle, dachte er, musste Mrs Stoner gespielt haben.*

Sheriff Pollard war dabei gewesen, als sie mit der Postkutsche aus Austin angekommen war. Caleb und seine Söhne hatten sie nicht einmal abgeholt; sie hatten einen ihrer Leute geschickt. Auf den ersten Blick hatte sie ziemlich zerbrechlich ausgesehen in ihrer tiefschwarzen Trauerkleidung. Aber sie hatte die gesunde Farbe von Menschen, die viel draußen sind. In der blendenden Sonne sahen die wenigen Haarsträhnen, die unter ihrem Hut hervorschauten, wie Gold aus. Selbst da hatte sie einen sehr selbstsicheren Eindruck gemacht, obwohl sie gerade an einem wildfremden Ort angekommen war. Sie war ein schönes Mädchen, aber wie sie dort so aufrecht und feierlich saß, hatte sie die Schönheit einer antiken Statue, nicht die einer wirklichen Frau aus Fleisch und Blut. Vielleicht, wenn sie gelächelt hätte ...

Aber Pollard konnte sich nicht erinnern, sie je lächeln gesehen zu haben. Mit ihren blauen Augen hätte das Wunder gewirkt. Sie waren wie die tiefblauen Seen, die in Texas so selten sind – nur sahen sie aus wie gefroren. Jedenfalls waren es diese Augen, an

denen man sehen konnte, was in dieser stillen jungen Frau stecken musste. Als Calebs Mann den Wagen anhielt, um die Post aus der Hauptstadt in Empfang zu nehmen, konnte Pollard ihre Augen genau sehen, und er wusste sofort, dass diese Frau keine zerbrechliche Schönheit aus dem Süden war. Ein Blick, der diese Traurigkeit durchdrang, genügte, um zu erkennen, dass die Frau trotz all ihrer Schönheit und ihrer Weiblichkeit aus Stahl war.

Nie hatte er sie unbändig oder gemein oder auch nur unhöflich gesehen. Soweit er wusste, war sie immer leise, sanft und freundlich. Pollard wusste nicht, was eine solche Frau dazu treiben konnte, ihren Mann zu erschießen, obwohl im Gerichtsverfahren an den Tag gekommen war, dass sie eine unglückliche Ehe geführt haben musste. Aber unglücklich genug, um zu töten?

Zu diesem Schluss kamen jedenfalls die Geschworenen.

Pollard war sich nicht sicher. Wenn man sie nur nicht so bei der Leiche ihres Mannes gefunden hätte.

Trotz allem hatte Pollard versucht, auf Notwehr zu plädieren, aber niemand hatte auf ihn gehört. Stoner war unbewaffnet gewesen, und er ist von hinten erschossen worden ... Dagegen war nun einmal nichts zu machen. Schließlich hatte ja auch nicht er das Urteil gefällt. Er war bloß Sheriff. Seine Aufgabe war es nicht, die Schuldigen zu verurteilen, sondern auszuführen, was von anderen beschlossen wurde. Und das war es, was er jetzt tun musste, auch wenn ihm das nicht gerade gefiel.

Sie hatten den halben Weg zum Galgen zurückgelegt. Pollard sah sich um und bemerkte, dass die Bewohner von Stoner's Crossing langsam sichtbar wurden. Es hatte sich rasch herumgesprochen, dass es so weit war, und wie die Ratten aus ihren Löchern kamen die Leute aus ihren Häusern; allein, zu zweit, in Dreiergruppen schlichen sie zum Hinrichtungsplatz. Die Zuschauer waren alle Männer. Die wenigen Frauen, die hier lebten, würden es nicht wagen, gegen die Regeln des Anstands zu verstoßen

und hierher zu kommen, obwohl nicht wenige von ihnen im Prozess die Stimme gegen die Angeklagte erhoben hatten.

Als die Gefangene und ihre Begleiter die Stufen des Galgens erreichten, waren fünfzig oder sechzig Leute dort, um das Geschehen zu beobachten. Die Menge war still und eingeschüchtert; von der festlichen Stimmung, die solche Ereignisse oft begleitete, war nichts zu spüren.

Pollard zögerte und suchte die Menge nach einem wichtigen Gesicht ab. Er fand es nicht und wandte sich an seinen Hilfssheriff links von der Gefangenen.

„Doc, irgendwas von Caleb gehört?“

„Nein, aber er sollte hier sein.“ Der Mann, der ‚Doc‘ genannt wurde, sah ebenfalls in die Menge, aber ohne Ergebnis. Eine angewiderte Grimasse huschte über sein Gesicht. Doc Barrows war nicht nur die einzige zeitweilige Aushilfe des Sheriffs in der Stadt, sondern auch der Arzt, Frisör, Zahnarzt, Beerdigungsunternehmer und Prediger. Er war sehr beschäftigt und nicht gerade froh wegen der Verzögerung, selbst wenn Caleb Stoner persönlich ihre Ursache war. Doc betrachtete sich als unentbehrlich genug, um Caleb gegenüber ein wenig Rückgrat zu zeigen, jedenfalls, wenn dieser nicht selbst anwesend war.

Pollard trat unentschlossen von einem Bein aufs andere. Er dachte, Caleb würde kommen, und zwar nicht nur pünktlich, sondern sogar freudig. Vielleicht plante er einen großen Auftritt, obwohl das hier völlig sinnlos gewesen wäre. Es würde Caleb ähnlich sehen, diesen Anlass zu benutzen, um einmal mehr seine Macht über die Stadt zu demonstrieren. Pollard schaute blinzelnd in die Sonne und brummte einen Fluch vor sich hin. Er wollte nicht auch noch in dieser Hitze herumstehen müssen. Aber Caleb sah sein Volk gern schwitzen, nicht?

Er hörte die Kutsche, die eine Wolke von Staub aufwirbelte, als sie näher kam. Es war Caleb mit seinem Sohn Laban an seiner Seite.

Mrs Stoner sah ebenfalls dem Wagen entgegen. Ihr unbeteiligter Ausdruck veränderte sich nicht, außer dass sich ihre Züge vielleicht noch etwas mehr verhärteten. Wenn man diesem versteinerten Gesicht auch nichts ablesen konnte, war doch deutlich der Hass zu spüren, als sie ihren Schwiegervater kommen sah.

Der Wagen hielt am Rand der Menge. Caleb sagte nichts, es wurden keine Begrüßungen ausgetauscht. Aber Pollard wusste, es war Zeit.

Er berührte den Arm seiner Gefangenen. „Bereit, Mrs Stoner?“

Sie sagte nichts und antwortete mit einem kaum merklichen Nicken. Dann begannen sie den Aufstieg. Es waren nur sechs Stufen, aber es schien eine Ewigkeit zu dauern. Pollard glaubte, mehr Widerstand in der Hand zu spüren, die den Arm der Frau hielt, als ob ihr erst jetzt wirklich bewusst wurde, was ihr bevorstand.

Steter Tropfen höhlt den Stein.

Oben angekommen, schob Pollard die Frau unter die baumelnde Schlinge.

„Möchten Sie noch etwas sagen, Mrs Stoner?“, fragte der Sheriff in Erwartung eines stummen Kopfschüttelns. „Dann wird der Doc hier ein Gebet für Ihre Seele sprechen.“

Zum ersten Mal sah sie den Sheriff direkt an und sagte kalt: „Ich will keine Gebete.“

Der Sheriff schluckte nervös und atmete tief durch. Es wäre schön gewesen, ein wenig geistliche Atmosphäre zu haben. Was war Hängen denn ohne Gebet? Aber er würde den letzten Wunsch einer Frau respektieren. Er wischte sich über das stoppelige, ungewaschene Gesicht und warf einen Blick über die Menge zu Calebs Kutsche. Wenn er auf irgendeine Einmischung vom Patriarchen der Stadt gehofft hatte, wurde er enttäuscht. Caleb Stoner sah starr und unnahbar auf den Galgen. Kein Wunder, dass er und die Frau sich hassten – sie waren einander zu ähnlich.

Pollard räusperte sich. „Gut, dann machen wir weiter.“

Er nickte zu Washburn hinüber, der heranschlurfte und den baumelnden Strang nahm; nach kurzem Zögern legte er die Schlinge um den schlanken, weißen Hals der Frau.

Doc, der sich von der brüskten Zurückweisung nicht beirren ließ, ging zu der Gefangenen. Er würde sich nicht um seinen großen Moment bringen lassen.

„Lassen Sie uns beten“, sagte er pathetisch. Aber er konnte der Frau dabei nicht in die Augen sehen. „Unser Vater im Himmel, geheiligt sei Dein Name. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden. Gib uns unser täglich Brot. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern –“ Seine Stimme betonte besonders diesen letzten Satz, bevor er fortfuhr: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel: Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen!“

Als der Doktor sicher war, dass seine Worte die gehörige Wirkung erzielt hatten, sprach er in seinem pompösen Tonfall weiter. Er wagte sogar einen kurzen Blick auf die Gefangene. „Mrs Leonard Stoner, ich empfehle Ihre Seele Gottes Händen an. Möge Er Ihrer Seele gnädig sein!“

Washburn zog die Schlinge an. Pollard sah, dass seine Hände zitterten. Der Sheriff fühlte sich selber ein bisschen wackelig auf den Beinen. Das Geräusch, das er als Nächstes zu hören glaubte, musste seiner Erregung entsprungen sein. Wäre er ein Geisterseher wie der Doc gewesen, hätte er fast glauben können, dass der Fürst der Hölle persönlich auf die Stadt zudonnerte, um seine Beute in Empfang zu nehmen. Natürlich wusste Pollard, das war blanker Unsinn. Aber ... es klang nach Pferden, die sich rasch näherten, nach mehreren Pferden.